

Zeitzeugengespräch mit Prof. Dr. Gerhard Baader

„Es werden einmal andere Zeiten kommen“. Es sind Worte Gerhard Baaders, die sein Leben sehr gut charakterisieren. Und wir, das sind Schülerinnen und Schüler der zehnten, elften und zwölften Klasse des Goethe-Gymnasiums Lichterfelde-West, hatten das Privileg eben diese „anderen Zeiten“ im Gespräch mit Gerhard Baader zu erfahren. So kam es, dass wir am 30. Januar 2019 die Möglichkeit hatten, dieses Gespräch anlässlich des Gedenktages der Befreiung Auschwitz am 27. Januar im Rahmen des Blumenstraußprojekts zu führen. Es war ein kalter, aber sonniger Mittwoch, als wir Professor Baader in seiner Wohnung am Roseneck besuchen durften. Wir blickten schon sehr gespannt auf das Gespräch. Über was werden wir mit ihm reden? Wie wird das Zeitzeugengespräch verlaufen? All diese Fragen beschäftigten uns ungemein, sollten sich aber, wie wir schon bald merkten, als positiv beantwortbar herausstellen. Wir begegneten einem ungemein aufgeschlossenen und redseligen Professor Baader, der uns von seinen „anderen Zeiten“ erzählte, von seiner Kindheit, über die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft über Österreich, vom Krieg und der Rückkehr in sein altes Umfeld, seinen Erlebnisse mit der neu entstandenen Bundesrepublik Österreich und der deutschen Bundesrepublik, mit deren Gesellschaft und seinem Wirken in Deutschland, vor allem seine Bemühungen als Medizinhistoriker. Aber nicht nur zeithistorische Themen waren Teil des Gesprächs, sondern auch der Blick auf das Hier und Heute, ebenso wie aktuelle gesellschaftliche, politische Entwicklungen oder Medizinethik und der kritisch-reflektierende Umgang mit eben diesen Themen fehlte nicht.

Nach einem herzlichen Willkommen durch Professor Baader und dem Bestaunen des unglaublichen Ausblicks über den Südwesten Berlin fing auch schon das Gespräch an. Zwei Stunden sollten es werden, in denen wir Professor Baader über die „anderen Zeiten“ befragten und einen Blick darüber hinaus haben sollten. Es ist das Jahr 1928, als er auf die Welt kam. Als Sohn eines evangelischen Studienrates und einer jüdischen Mutter sollte er schon bald spüren, welche soziale Problematik seine Herkunft bedeutete. Er beschrieb die Machtübernahme der Nationalsozialisten als eine Zäsur in seinem Leben. Mit gerade einmal zehn Jahren hatte eine „soziale Isolation“ eingesetzt. Nicht nur wegen seiner religiösen Herkunft, sondern auch wegen seines sozialdemokratischen,

antiklerikalem Hintergrunds, den sein Vater ihm vermittelt hatte, machte es für ihn nicht leicht, in diesen „anderen Zeiten“ zu leben. Doch erfuhr die Familie Unterstützung von einem Mann, von dem sie es nicht erwartet hatte, dem Kaplan. Nach dem Einsetzen der „sozialen Isolation“ wurde seine Familie auch bald „delogiert“ und so aus dem gesellschaftlichen Umfeld auch immer stärker exkludiert. Ihre neue Bleibe war fortan in Leopoldstadt gelegen, in einem Haus, einem sogenannten „Judenhaus“, in dem man jede Nacht erlebte, wie Gestapo und jüdische Ordner selektierten. Und auch in der Schule habe er das veränderte Klima gespürt, das er vier Jahre durchlitt, bis er dann 1942 zur Zwangsarbeit eingezogen wurde, die 1944 ins Arbeitslager übergang. Während der Zwangsarbeit kam er als Hilfsarbeiter in ein Installationsunternehmen. Er empfand diese Arbeit in gewisser Weise als ein Privileg, da doch ein Großteil für die Rüstungsindustrie gewesen war. Und während dieser Tätigkeit fiel auch dieser charakteristische Satz: „Es werden einmal andere Zeiten kommen“. Sein Prokurist und Ortgruppenleiter, glaubte nämlich auch fest daran, dass „einmal andere Zeiten kommen werden“ würden und er habe ihm beigepflichtet, auch wenn eine deutlich andere und gegensätzliche Konnotation mitschwang als beim Ortsgruppenleiter. Die nächste Station hieß für ihn, Deutsche Arbeiterfront. Dort erhielt er eine Ausbildung zum Schweißer, um dann auf dem Bau zu arbeiten. Für ihn sei es der Punkt gewesen, als er sich endlich wieder als Teil der Gesellschaft empfunden hatte, an dem die „soziale Isolation“ aufgehört und er wieder angefangen habe zu leben. Denn dort ließ man alles bei Seite, was sonst eine Rolle spielte und baute auf ein einziges Grundprinzip: Solidarität. Von 1944 bis Kriegsende musste er jedoch ins Arbeitslager, das mit Stacheldraht umzäunt von der SS bewacht wurde. Im Zuge dessen musste er dann paramilitärische Aufgaben übernehmen und dabei den Rückzug der Wehrmacht von Osteuropa her mit Schanzenarbeiten, Erdarbeiten und Sprengarbeiten unterstützen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er dorthin zurück, wo er schon einmal eine „soziale Isolation erlebt“ hatte, in seine alte Klasse. Er bezeichnete es als einen schwerwiegenden „Fehler“. Denn er hoffte damals, dass sich auch die politische Einstellung seiner Mitschüler und Lehrer geändert hätte. Doch vergebens. Wie er nach dem Krieg von der Arbeitsfront kam, kehrten die meisten seiner Mitschüler vom Flakdienst zurück. Es war dieselbe Konstellation wie 1938, nur ohne Abzeichen, erzählte er. Infolgedessen kam es zu zahlreichen Auseinandersetzungen mit seinen Lehrern und Mitschülern, die mitunter nicht nur verbal, sondern auch mit Gewalt ausgetragen wurden. Einige Zeit später kam es jedoch dann zur

Bildung von Überbrückungskursen für die „politischen“ und rassistischen Verfolgten“, die er besuchte und ein Jahr später konnte er bereits die Matura ablegen. Nach der Matura entschied er sich 1948 für ein Studium der klassischen Philologie, Germanistik, Linguistik und Geschichtswissenschaften in Wien. 1954 kam er nach Deutschland zurück. Zunächst, so erzählte er uns, sollten es nur sechs Monate in Bayern werden. Daraus wurden zwei Jahre. Daraus wurden wiederum 13 Jahre und schlussendlich blieb er dauerhaft. Seine erste wissenschaftlicher Tätigkeit war in Bayern für das Mittellateinische Wörterbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Nach zwölfjähriger Tätigkeit kam er schließlich nach Berlin. Zunächst fing er 1967 als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Medizingeschichte FU Berlin an, habilitierte 1979, begann 1975 mit seiner Lehrtätigkeit am Friedrich-Meinecke-Institut begründete 1982 den „Arbeitskreis zur Erforschung der Geschichte der NS-Euthanasie und Zwangssterilisation“ und erhielt seine Berufung zum Professor 1983. Über seine wissenschaftliche Tätigkeit im Hinblick auf die Medizingeschichte hinaus blieb dabei so auch immer ein Thema sehr zentral, die Auseinandersetzung der Medizin mit der eigenen Vergangenheit.

Als Kind der 68er, wie er sich selbst bezeichnete, ging es ihm umso mehr um die Aufklärung, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Medizin im Nationalsozialismus. Anfangs hielt er an seinem damaligen Institut Vorträge, Seminare und Arbeitsgemeinschaften. Dann kam das Jahr 1980. Und damit kam das Thema auch an die breite Öffentlichkeit. Denn, wie er uns erzählte, war das Thema Nationalsozialismus und die Frage, nach dem, was war vor der Bundesrepublik in der Öffentlichkeit und in der Ärzteschaft nicht präsent bzw. wurde weitestgehend verdrängt. Es war das Jahr des 83. Ärztetags und gleichzeitig Gründungsjahr des Gesundheitstages. Es sollte eine Gegenveranstaltung zum Ärztetag darstellen und dabei das Thema Nationalsozialismus nicht ausklammern, da ja auch der Präsident des Ärztetags Heim hieß, ein ehemaliger SS-Arzt, den sie vortan mit „Heim ins Reich“ titulierten. Es war das erste Mal, dass Medizin und Nationalsozialismus als Gesamtkomplex diskutiert und so die Grundlage für die weitere kritische Auseinandersetzung und Aufarbeitung der Medizin im Nationalsozialismus geliefert wurde.

Während des gesamten Gespräches sollte er immer wieder auf einen zentralen Aspekt hinsichtlich des Zeitzeugengespräch zurückkommen. Er spräche nicht nur als Überlebender der Schoah, sondern bei ihm schwänge immer das Politische mit, das Sozialdemokratische. Erst die SPÖ und später die SPD, seien Parteien gewesen, die sein Leben bestimmt hätten.

Schon früh zeichnete sich der Weg der politischen Partizipation ab. Erziehung nach sozialdemokratischem und antikerklistischem Vorbild durch sein Elternhaus und die familiär-historische Prädisposition, erzählte er, seien es gewesen, die seinen politischen Geist geweckt und die politischen Aktivitäten begünstigt hätten. Aktiv, zunächst in Wien während seines Studiums, ging er für einige Zeit nach Israel, um vor Ort, wie er erzählte, im Kibbuz den Sozialismus zu verbreiten bzw. anzulernen. Doch obgleich es ihm Spaß gemacht habe, war ein Verbleib dort keine dauerhafte Option für ihn. Und so kehrte er wieder nach Deutschland, nach Bayern zurück. Auch dort engagierte er sich tatkräftig, sei es zur Zeit der italienischen Gastarbeiter oder eben auch mit seiner Kandidatur in München für ein politisches Amt für die SPD, die er jedoch aufgrund seines Wegganges nach Berlin zurückzog. In Berlin setzte er dann auch sein vielfältiges Engagement weiter fort. Sowohl politisch als auch in der Synagoge Oranienburger Straße als Gabbai, einem Vorstandsmitglied der Synagoge. Mit Initiativen wie Kooperationen mit der nahen gelegenen muslimischen Gemeinde, einem Trilog zwischen den drei Weltreligionen und seinem unermüdlichen Engagement für die Flüchtlingshilfe, brachte Professor Baader zum Ausdruck, was ihn stets antreibe. Ihm ginge es um eine offene und tolerante Gesellschaft und er begrüße so auch ungemein, dass Deutschland so bunt und noch weiter werden würde. Zwischendurch sollten wir noch auf einen Exkurs zur tagespolitischen Situation kommen. Deshalb fragten wir Professor Baader, wie er die heutige politische Lage einschätzt. „Vergleiche sind gefährlich“. Zwar seien die Äußerungen und die Handlungen eines Politikers dankenswert. Doch ist ein ebensolcher Vergleich mit der Lage der 1930er nicht wirklich möglich, sondern sogar gefährlich. Dennoch, so sagte uns Professor Baader, seien es Anfangsstadien, denen man nicht erst die Möglichkeit geben sollte, sich zu entwickeln, sondern ein tatkräftiges Engagement gegen diese Tendenzen seien nötig, für unsere Demokratie und Europa. Denn aus seiner Sicht ist es nötig, dass „wir Demokratie und Europa neu erfinden“.

Am Ende sollten es zwei Stunden werden, in denen wir mit Professor Baader über seine frühen Tage, seine „anderen Zeiten“ und das Hier und Jetzt redeten. Es war ein faszinierendes und spannendes Gespräch, auf das wir mit großer Dankbarkeit und einem nachhaltigen Eindruck zurückblicken. Professor Baader hat mit den „anderen Zeiten“ und dem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Engagement uns beeindruckt und gezeigt, wie wichtig es ist, für die Gesellschaft einzustehen, die man sich selbst auch wünscht, wie wichtig es ist, nach vorne zu

schauen, die Zukunftsthemen anzupacken und nicht vor Herausforderungen einzuknicken und wie wichtig es ist, dass man Dinge nicht verschweigt, sondern offen anspricht und so einen Boden für eine kritische und offene Gesellschaft zu schaffen.

Vielen Dank, Professor Baader!

Ferdinand Schweigert